

Netzwerk der Gesundheitswirtschaft

MEDECON ^{RUHR} magazin

Nr. 46 | November 2025



Mentale Gesundheit Kompetenzen im Revier



Medizinische Bioanalytik
Leibniz-Institut ISAS
erfolgreich evaluiert

27



Innovationsfonds
Begleitforschung zur
„ePA für alle“

13



StadtGesundheit
Digital Urban Health
Konferenz

8

Kompetenzen im Revier

Mentale Gesundheit

Die überragende Bedeutung psychischer bzw. mentaler Störungen und Erkrankungen ist heutzutage unbestritten – sie gelten neben chronischen Beeinträchtigungen und Erkrankungen als größte gesundheitliche Herausforderung für die Bevölkerung hochentwickelter Länder und mithin auch ihrer Gesundheitssysteme. Definiert sind sie gemeinhin als Muster des Verhaltens und Erlebens, die mit persönlichem Leid und starken Problemen in der Alltagsbewältigung, sehr häufig auch mit somatischen Beschwerden verbunden sind und die sich über konkrete Anlässe hinaus verselbständigen und verfestigen.

Mentale Gesundheit ist umgekehrt also nicht einfach die Abwesenheit von Leid und Problemen, sondern beinhaltet vor allem auch die Fähigkeit, mit Leid und Problemen im Alltag umzugehen. Von zentraler Bedeutung – insbesondere auch präventiv und therapeutisch – ist daher auch die mentale Regulation, also die menschliche Fähigkeit, Emotionen und Gedanken zu reflektieren und zu steuern und damit wiederum auch die Wahrnehmung und das Verhalten zu beeinflussen. Es geht um Herausforderungen und Fähigkeiten, die nicht nur für die Gesundheit von Individuen, sondern auch von sozialen Gruppen und der Gesellschaft insgesamt von Belang sind.

Das Ruhrgebiet ist als Ballungsraum mit den Herausforderungen in der mentalen Gesundheit selbst in geballter Weise konfrontiert. Die Region verfügt aber auch über ein starkes, in seiner Kooperation aber bei weitem nicht zur Geltung gebrachtes Kompetenzspektrum, das von kommunalen und wohlfahrtsverbandlichen Einrichtungen bis hin zu klinischen Strukturen, von der Stadtgestaltung bis zur Biomedizin, von den Neurowissenschaften bis zu Smart-Health-Start-ups reicht und insbesondere bedeutsame Schwerpunkte in Wissenschaft und Ausbildung umfasst. In einem Streifzug wollen wir dies nachfolgend anhand einiger Facetten beleuchten.

Psychotherapie im psychosozialen Kontext

Soziale Beziehungen, Bedingungen und Normen beeinflussen die mentale Verfassung eines Menschen, die umgekehrt wiederum seine Wahrnehmung und sein Verhalten in Bezug auf soziale Kontexte beeinflusst. Psychosoziale Gesundheit beschreibt dabei einen Zustand mentaler Stabilität und sozialer Verbundenheit – mit der damit verbundenen Fähigkeit, alltägliche Herausforderungen im sozialen Alltag zu meistern.

Die Bedeutung psychosozialer Faktoren betonte kürzlich Prof. Dr. Silvia Schneider, renommierte Expertin der Ruhr-Universität Bochum (RUB) für Kinder- und Jugendpsychologie und z.Zt. Sprecherin des Deutschen Zentrums für Psychische Gesundheit (DPZG), in einem kritischen Blick auf die Psychotherapie. Sie vermutet, „dass Psychotherapeuten in sozioökonomisch schwachen Vierteln regelmäßig weniger Erfolge erzielen. Daraus könnte man folgern, dass hier soziale Interventionen angezeigt wären. Das ist eine völlig neue Einsicht: Die Behandlung verbessert



man nicht immer nur mit neuen Substanzen oder psychotherapeutischen Ansätzen, sondern indem man das soziale Umfeld beachtet [...] Wir müssen aber auch verstehen, welche sozialen Bedingungen und Verhältnisse es benötigt, damit Menschen von Psychotherapie profitieren können.“ (Süddeutsche Zeitung vom 10. September 2025)

Diese psychosoziale Orientierung ist ein Leitbild für das von Silvia Schneider geführte Forschungs- und Behandlungszentrum (FBZ) für Psychische Gesundheit der RUB darstellt (siehe S. 20), das im Übrigen auch vom Zentrum für Psychische Gesundheit und Psychotherapie (ZPP) an der Universität Witten/Herdecke verfolgt wird. Beide Einrichtungen stehen mit ihren Ambulanzen zugleich für einen Forschung, Lehre und Praxis integrierenden Ansatz (s. Info-Box) – nicht von ungefähr mit einem besonderen Schwerpunkt auf der psychosozialen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen: Denn je früher man interveniert, desto größer sind die therapeutischen Erfolgsaussichten.

Besonders spannend: Unter dem Titel „Urban Mental Health“ führt das FBZ im Rahmen des Deutschen Zentrums für Psychische Gesundheit ein Vorhaben zur psychosozialen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen im Ruhrgebiet durch, das auf eine vernetzte und in Schulen, KiTas und Stadtteilen verankerte Versorgungsinfrastruktur zielt (s. Info-Box). Dies ist umso bedeutsamer, als gerade in Stadtgebieten mit hohen psychosozialen Versorgungsbedarfen häufig ein besonders schwacher Besatz an psychotherapeutischen Praxen festzustellen ist, insbesondere wenn es um Kinder, Jugendliche und Familien geht.

Sozialpsychiatrie und Sozialraum

An dieser Stelle wollen wir den Blickwinkel auf die psychosozialen Kontexte verschieben und die Sozialpsychiatrischen Dienste in den Fokus nehmen, die als kommunale Pflichtaufgaben Teil des öffentlichen Gesundheitsdienstes sind. Hier geht es v.a. um drohende bzw. schon einsetzende schwerwiegendere Erkran-

kungen und deren Bearbeitung in (ggf. betreuten) sozialen Kontexten. Weiterhin sind die Psychosozialen Zentren (so in Dortmund und Bochum) zu nennen, die Flüchtlinge insbesondere bei der Verarbeitung von Traumatisierungen unterstützen, wie auch psychosoziale Beratungsstellen, die etwa bei Suchterkrankungen unterstützen.

Diese Dienste arbeiten allerdings fast immer jenseits der Belastungsgrenzen. Faktoren wie Arbeitslosigkeit, Armut, Migration und Bildungsbenachteiligung erhöhen den Bedarf an psychosozialen Hilfen, während die Dienste unter Personal- und Ressourcenknappheit leiden, sich die Wartezeiten verlängern und unterbliebene Akutinterventionen zur Eskalation von Problemlagen führen. Hinzu kommen komplexe Kooperationsstrukturen mit freien Trägern und Dienstleistern und die unzureichende Digitalisierung in Bezug auf Datenlagen, Kommunikation und Fallmanagement.

Es geht somit um mehr Ressourcen und größere Effizienz bei diesen Diensten selbst, aber auch um die Stärkung eines sozialräumlichen Unterbaus, der niederschwelliger und frühzeitiger wirksam werden kann – vor allem bei der Stärkung sozialer Beziehungen und in der Befähigung zur mentalen Selbstfürsorge. Das Zusammenwirken mit den vor Ort erziehenden, pflegenden und anderen sozialen Berufen (natürlich unter Einschluss der Gesundheitsversorgung) sowie die Nutzung und Stärkung ihrer psychosozialen Kompetenzen ist hierfür das A und O.

Dies gilt insbesondere für Stadtgebiete, in denen die psychosozialen Herausforderungen hoch, die Ausstattung mit Ressourcen – seien es familiäre Strukturen oder auch unterstützende und therapeutische Dienstleistungen – aber eher schwach ausfallen. Hierfür sind vor allem sozialräumliche Netzwerke wichtig, die sich in vielen Stadtgebieten unserer Region entwickeln. Dies ist also ein Plädoyer, sie auch systematisch stärker für Belange der psychosozialen Versorgungen und mentalen Gesundheit zu nutzen. Hier gibt es zudem spannende Schnittstellen zur psychotherapeutischen Versorgung.

Urban Mental Health: Verzahnte Perspektiven

So zeigt sich, dass man die Herausforderungen im Bereich der Sozialpsychiatrischen Dienste wie auch der psychotherapeutischen Versorgung in einem Zusammenhang sehen muss, der mit urbanen Kontexten zu tun hat und sich konkret in sozialräumlichen Netzwerken herstellt. Hier ist als dritte Komponente auch die Stadtentwicklung gefragt, da die Gestaltung des städtischen Umfeldes auch Einfluss auf die psychosoziale und mentale Gesundheit hat.

Hierfür steht auch die Thematik der „Einsamkeit“. Denn bei einem Nebeneinander von sozialer Dichte und gefühlter Isolation drohen Kontrollverluste und gesundheitsrelevanter Stress, möglicherweise noch verstärkt durch Umweltfaktoren wie Lärm und „Beton“. Hiermit befassen sich – auch in Verbindung mit den landespolitischen Anstrengungen auf diesem Gebiet – entwicklungspsychologisch geprägte Forschungsschwerpunkte an der Ruhr-Universität Bochum wie auch der Universität

Urban Mental Health – Projekte an der Ruhr

Zwei Vorhaben an der Ruhr befassen sich aus unterschiedlichen, aber komplementären Blickwinkeln mit mentaler Gesundheit in großstädtischen Räumen – einmal in der Perspektive familienorientierten multiprofessioneller Netzwerke, zum anderen im Kontext städtischer Raumgestaltung.

Psychosoziales Netzwerk in Wattenscheid

Unter dem Titel „Urban Mental Health“ geht es in Bochum-Wattenscheid, einem urbanen Gebiet mit vielen sozial benachteiligten Familien, um die Erfassung und Stärkung der psychosozialen Unterstützungslandschaft für Kinder und ihre Familien. Wesentlich ist ein Sektoren übergreifender Ansatz, der auf eine systematisch verbesserte Kooperation von Erziehungs-, Sozial- und Gesundheitsberufen zielt und hierfür auch die Arbeitsbedingungen und beruflichen Netzwerke in Schulen, Kindergärten und Beratungsstellen in den Blick nimmt. Das 2023 gestartete Vorhaben wird in im Rahmen des Deutschen Zentrums für Psychische Gesundheit verfolgt und hat Pilotcharakter, um die daraus gewonnenen Erkenntnisse sollen anschließend auf andere Städte übertragen zu können. In der Konsequenz zielt das Vorhaben auf eine vernetzte und sozialräumlich bestens verankerte psychosoziale Versorgungsinfrastruktur.

Gestaltung innenstädtischer Räume in Herne

Mit dem Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit, sozialem Raum und Stadtgestaltung befasst sich die neue Forschungsgruppe Urban Community Mental Health (UCoMH) der Hochschule Bochum – praxisorientiert durchbuchstabierte für die Innenstadt in Herne. Gerade in Innenstädten können Faktoren wie Betriebsamkeit, Hektik, Reizdichte und damit einhergehender Stress sowie eine Vielzahl gesundheitsbelastender Umweltfaktoren die mentale Gesundheit negativ beeinflussen. Gleichzeitig bieten sie Potenzial für Teilhabe, Sicherheit und Wohlbefinden – wenn sie entsprechend gestaltet sind. In dem Vorhaben geht es nicht nur um verschiedene Belastungsfaktoren und alternative Lösungen der Stadtarchitektur, sondern zugleich um ein Empowerment für sozialräumliche Communities und Akteur:innen. Das Projekt wird über einen Zeitraum von 3,5 Jahren durch die Heller Stiftung gefördert.

Witten-Herdecke, die insbesondere auch Kinder und Jugendliche im Blick haben.

Lebensweltlich und praxisnah findet dies insbesondere Eingang in die regionale Initiative „Gesund aufwachsen im Revier“, die sich auf ihrem Kongress im Frühjahr mit der Thematik befasste (siehe S. 23). Überhaupt hat die GESA-Initiative schon in den letzten Jahren ein starkes und multiprofessionell geprägtes Profil im Bereich der mentalen Gesundheit entwickelt und es besteht die Absicht, daran in den nächsten Jahren anzuschließen.

▷ Psychologie und Neuroscience

Alle mentalen Prozesse basieren auf neuronaler Aktivität. Für das Verständnis mentaler Gesundheit spielen die Neurowissenschaften daher eine Schlüsselrolle. Sie erklären biologische Ursachen und Mechanismen mentaler Störungen und Erkrankungen, aber auch die zuvor behandelte Wirkungsweise psychosozialer Faktoren: Denn auch bei der „Übersetzung“ sozialer Faktoren in mentale Prozesse (Stress ist z.B. eine derartige mental hochrelevante Übersetzungsaktion) handelt es sich um neuronal vermittelte Vorgänge, die mit der Formierung neuronaler Netze und neurochemischen Prozessen zu tun haben. So stärken soziale Bindungen und Achtsamkeit die neuronalen Netzwerke, die für die mentale Regulation verantwortlich sind.

Eine Vielzahl von Lehrstühlen und Einrichtungen der Bochumer Fakultät für Psychologie befassen sich mit den neurowissenschaftlichen Grundlagen mentaler Prozesse. Von fundamentaler Bedeutung gilt dies für die Biopsychologie. Sie und weitere Schwerpunkte tragen in erheblichem Maße zur – auch in internationaler Hinsicht herausragenden – Stärke und Prominenz der Bochumer Neurowissenschaften bei, die in einem fakultätsübergreifenden Department of Neuroscience und auch im künftigen Forschungszentrum THINK verbunden sind und zu denen auch Institute und Lehrstühle der Medizinischen sowie weiterer Fakultäten zählen. Über einen besonderen Schwerpunkt verfügt die Universität Duisburg-Essen mit der Sektion für die Molekulargenetik psychischer Störungen.

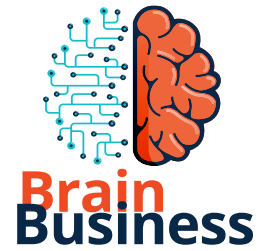
Angesiedelt in der Medizinischen Fakultät der RUB und zugleich Teil des Department of Neuroscience ist die noch junge Arbeitsgruppe Social Neuroscience, die sich mit den neurobiologischen Mechanismen sozialer Bindung beschäftigt - ein hochspannendes Verbindungsglied zwischen psychosozialen und neurobiologischen Faktoren, was sich insbesondere auf dem schon thematisierten Gebiet der „Einsamkeit“ zeigt.

Fließend sind die Übergänge zu den entwicklungs- und persönlichkeitspsychologischen wie auch klinisch-therapeutischen Disziplinen, die in unserer Region stark vertreten sind. An der Bochumer Fakultät für Psychologie sind sie im Institut für Gesundheit und Entwicklung zusammengefasst, das wiederum eng mit dem FBZ verbunden ist. Prägend sind diese Disziplinen auch für das wissenschaftliche Profil des Departments für Psychologie und Psychotherapie der Universität Witten/Herdecke. In beiden Fällen gibt es ausgeprägte Bezüge zu psychosozialen Kontexten und Interventionen. Eine interessante Gemeinsamkeit besteht aber auch in der Befassung mit digital basierten Anwendungen (s.u. Smart Mental Health).



Smart Mental Health

Gemeinsam getragen vom Research Department of Neuroscience der RUB, der Agentur Gesundheitscampus Bochum und MedEcon Ruhr hat sich Brain Business als ein Veranstaltungsformat für den Austausch zwischen Neurowissenschaften, Gesundheitsversorgung und Smart Health Unternehmen (Medizintechnik, Life Sciences, Digital Health) etabliert. Verlässlich regt es jedes Mal auch dazu an, an den Schnittstellen von Neurobiologie, psychosozialen Kontexten und Medizin auf innovative und gemeinsam erschließbare Potenziale zu stoßen (siehe S. 28).



Die intelligente Digitalisierung psychologischer Therapien ermöglicht es, Wartezeiten auf der Warteliste zu verkürzen, Menschen in ressourcenarmen Gebieten zu erreichen und den Zeit- und Energieaufwand für Patient:innen zu verringern. Damit werden Zugangsschwellen zur Versorgung abgesenkt und die Mitwirkung an der eigenen Versorgung verbessert. Insbesondere in psychosozialen Kontexten kann dies zur Verbesserung der mentalen Gesundheitsförderung und -versorgung beitragen. Dies gilt insbesondere dann, wenn auch sozial- und neurowissenschaftliche Kompetenzen Eingang in digital basierte Lösungen finden.

An digitalen Konzepten für die Psychotherapie arbeiten u.a. Lehrstühle bzw. Arbeitsgruppen der Psychologischen Fakultät der RUB. Eine AG am Lehrstuhl für Klinische Psychologie und Digitale Psychotherapie untersucht insbesondere mit Hilfe eines VR-Labors das Potenzial digitaler Hilfsmittel (z. B. mHealth, eHealth und Virtual Reality (VR)) für evidenzbasierte psychologische Therapien. Sie befasst sich mit der Nutzerfreundlichkeit von digitalen Geräten, virtuellen Umgebungen und Online-Interventionen – aktuell z.B. in einer AVATAR-Therapiestudie – und bietet auch Schulungen für Fachkräfte an. Die AG am benachbarten Lehrstuhl für Behavioural and Clinical Neuroscience befasst sich u.a. mit der automatisierten Sprachverarbeitung für die Diagnostik und Therapie psychischer Störungen

Ein besonderer Schwerpunkt im Bereich der Mentalen Gesundheit entwickelt sich seit geraumer Zeit in dem von MedEcon Ruhr geführten Smart Health Hub Ruhr, der unter der Marke QUHR junge Unternehmen adressiert. Zur QUHRcommunity zählen auch Unternehmen wie Healthy Projects, das mit dem WebPrax-System Lösungen zur zertifizierten Videosprechstunde für Therapeut:innen und therapeutische Live-Gruppensitzungen bei psychischen Störungen anbietet. Elona Health verfügt über bereits zugelassene Digitale Gesundheitsanwendungen (DiGA) für die Patient:innenunterstützung vor und während der Therapie von Depressionen und Angststörungen. Lucoyo Health hingegen adressiert Leistungsanbieter mit einer Software für psychotherapeutische Praxen und das Management von Therapieanfragen.



Fakultät für Psychologie an der Ruhr-Universität Bochum

Die Fakultät für Psychologie der Ruhr-Universität Bochum ist eine international ausgerichtete und forschungsstarke Institution mit derzeit ca. 1300 Studierenden sowie 15 Lehrstühlen und weiteren ca. 130 Wissenschaftler:innen. Damit ist das gesamte Spektrum der Psychologie in Forschung und Lehre umfassend vertreten. An der Schnittstelle von Forschung, Lehre und Praxis und auch mit Blick auf die überregionale Positionierung kann man sie als bedeutsamste Einrichtung des Ruhrgebietes auf dem Gebiet mentaler Gesundheit bezeichnen.

Sichtbar wird dies in der tragenden Rolle innerhalb des noch jungen Deutschen Zentrums für Psychische Gesundheit wie auch der mit starker Reputation ausgestatteten Neurowissenschaften an der Ruhr-Universität. Sie verfügt über ein hohes Potenzial, um die psychosozialen, neurobiologischen und medizinischen Aspekte zueinander in Beziehung zu setzen – gewinnbringend auch für Prävention und Versorgung.

Forschungs- und Behandlungszentrum für psychische Gesundheit (FBZ)

Als Einrichtung der Fakultät für Psychologie der RUB vereint das Forschungs- und Behandlungszentrum für psychische Gesundheit (FBZ) seit 2012 Kompetenzen in Forschung, Lehre und Praxis unter einem Dach. Der grundlegende Ansatz besteht darin, die Entwicklung mentaler Gesundheit über die gesamte Lebensspanne und Generationen hinweg in den Blick zu nehmen. Eine zentrale Rolle spielt dabei das Kindes- und Jugendalter, sichtbar auch in der Kernkompetenz der FBZ-Leiterin Prof. Dr. Silvia Schneider.



Prof. Dr. Silvia Schneider, Direktorin des Forschungs- und Behandlungszentrums für psychische Gesundheit (FBZ) und Sprecherin Deutsches Zentrum für psychische Gesundheit (DZPG)

In den Hochschulambulanzen des FBZ erhalten jedes Jahr bis zu 3000 Kinder, Jugendliche und Erwachsene kompetente Behandlungen auf dem aktuellen Stand internationaler Forschung. Zugleich werden am FBZ die Ursachen mentaler Gesundheit und Krankheit erforscht. Die Erkenntnisse werden genutzt, um Therapien zu verbessern. Zudem werden sie, soweit möglich, als Open-Access-Materialien zur Verfügung gestellt und an

Studierende und angehende Therapeut:innen weitergegeben. Denn auch die Ausbildung junger Menschen ist ein wichtiger Bestandteil der Arbeit. Die herausragende Position des FBZ zeigt sich darin, dass es einen der sechs regionalen Schwerpunkte im Deutschen Zentrum für Psychische Gesundheit koordiniert und mit einer besonderen Schwerpunktsetzung im Kindes- und Jugendalter betraut ist.

Deutsches Zentrum für Psychische Gesundheit

Das Deutsche Zentrum für Psychische Gesundheit (DZPG) ist eines von acht Deutschen Zentren der



Deutsches Zentrum für Psychische Gesundheit

Gesundheitsforschung, die vom Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) unterstützt werden. Es forscht an neuen Methoden zur Vorbeugung, Diagnose und Behandlung psychischer Erkrankungen. Das Ziel ist es, diese schnellstmöglich den Menschen zugutekommen zu lassen. Hierfür arbeiten die Wissenschaftler:innen zusammen mit Expert:innen aus Erfahrung, also Betroffenen und Angehörigen, sowie mit internationalen Forschenden.

27 Forschungseinrichtungen an sechs Standorten in Deutschland bündeln hierzu ihre Expertise. In der Aufbauphase des DZPG (2023–2025) lag der Fokus auf der Früherkennung und Prävention psychischer Erkrankungen, dem Aufbau gemeinsamer Organisations- und Forschungsinfrastrukturen sowie der Vernetzung der Standorte. Am 1. September ist das DZPG nunmehr offiziell in seine fünfjährige Ausbauphase gestartet. Das Bundesministerium für Forschung, Technologie und Raumfahrt (BMFTR) unterstützt diesen nächsten Schritt mit rund 120 Millionen Euro. Rund vier Millionen Euro jährlich gehen an den Standort Bochum-Marburg, der vom Forschungs- und Behandlungszentrum für psychische Gesundheit (FBZ) der Ruhr-Universität Bochum koordiniert wird. Dort werden sieben Forschungsprojekte und zwei Forschungsinfrastrukturen verantwortet.

Department für Psychologie und Psychotherapie der Universität Witten/Herdecke

Seit 12 Jahren besteht das Department für Psychologie und Psychotherapie der Universität Witten/Herdecke. Neben den Grundlagen reicht das von neun Lehrstühlen und weiteren Professuren abgedeckte Spektrum von der Neurobiologie bis hin zur Entwicklungs-, Gesundheits- und Persönlichkeitspsychologie. Aktuelle Forschungsprojekte befassen sich u. a. mit Resilienz, Achtsamkeit, Einsamkeit bei Kindern und Jugendlichen, behindertenorientierter Psychotherapie und der psychischen Gesundheit von Paaren, Familien oder LGBTQ+-Personen.

Der Praxisbezug wird vor allem durch eine Ambulanz, dem Zentrum für Psychische Gesundheit und Psychotherapie (ZPP) hergestellt – seit 2024 weiter ausgebaut durch Etablierung einer besonderen Ambulanz für Kinder und Jugendliche. Neben der Linderung und Heilung bestehender Störungen und Krankheiten unterstützt die Ambulanz für Psychotherapie ihre Patient:innen bei der Prävention von psychischen und psychosozialen Problemen und hilft ihnen dabei, ihr persönliches, familiäres und partnerschaftliches Gleichgewicht zu stabilisieren und zu erhalten.

Psychiatrische Kompetenz: Die Kliniken der Landschaftsverbände

Die Medizin ist – richtig verstanden – schon bei der Beobachtung und Prävention mentaler Problemlagen gefragt. Spätestens aber, wenn aus Störungen schwerwiegende Erkrankungen werden und dabei insbesondere seelische und körperliche Aspekte ursächlich oder in den Auswirkungen zusammenkommen (Psychosomatik), kommt ihr ein zentraler Stellenwert zu. Hierbei spielen in NRW und im Ruhrgebiet die Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe als Einrichtungen der kommunalen Selbstverwaltung eine zentrale Rolle. Denn mit ihren psychiatrischen Kliniken tragen sie maßgeblich zur medizinischen Versorgung und auch Erforschung mentaler Erkrankungen bei. In besonderer Weise gilt dies für die LWL-Kliniken in Bochum und Hamm sowie die LVR-Klinik in Essen, da sie als Universitätskliniken der Ruhr-Universität Bochum bzw. der Universität Duisburg Essen / Uniklinikum Essen über einen besonderen Status verfügen.

LWL

Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

LVR

Es gibt eine Vielzahl überregional und international bedeutsamer Positionierungen. Beispielhaft sei hier die Suchtmedizin erwähnt, die in Essen insbesondere im Bereich des Substanzmissbrauchs und in Bochum auf dem Gebiet des medialen bzw. Online-Suchtverhaltens aufgestellt ist. Die LVR-Klinik verfügt auch über eine ausgesprochen starke Reputation auf dem Gebiet der Essstörungen von Kindern und Jugendlichen. Hier besteht auch eine kinder- und jugendpsychiatrischen LWL-Klinik in Hamm. Letztere ist seit langem u.a. für innovative Methoden der ADHS-Versorgung (z.B. als Vorreiter im Einsatz von Neurofeedback zur Stärkung der affektiven Regulation) bekannt.

In ihrer Rolle als Kliniken der Landschaftsverbände kommt der Verknüpfung mit der ambulanten und wohnortbezogenen Versorgung eine zentrale Bedeutung zu – erst recht vor dem Hintergrund der Psychiatriereform und angesichts der Knappheiten in der psychotherapeutischen Versorgung, die im Ruhrgebiet noch immer besonders ausgeprägt sind. Hierfür stehen der Ausbau der klinischen Ambulanzen resp. Tageskliniken wie auch neuartige Versorgungspfade. Diesbezüglich nimmt die Bochumer LWL-Klinik mit dem PINAH-Projekt seit mehr als einem Jahrzehnt und mit großem Erfolg eine Vorreiterrolle ein, mit psychisch schwer erkrankten Patient:innen mit stationsungebundenen Behandlungsleistungen eine bedarfsgerechte und persönliche Versorgung zu ermöglichen (s. Info-Box). Hierbei spielen auch digitale Lösungen eine zunehmend bedeutsame Rolle.

PINAH – personalisiert integrierte Psychiatrie

2014 startete im LWL-Universitätsklinikum Bochum für Psychiatrie, Psychotherapie, Psychosomatische Medizin und Präventivmedizin ein Modellprojekt, das mit stationsungebundenen Behandlungsleistungen psychisch schwer erkrankten Patient:innen eine bedarfsgerechte, individuell angepasste und wohnortnahe Versorgung ermöglichen sollte: PINAH (Psychiatrie integrativ aus einer Hand) steht bis heute für ein ganzheitliches Behandlungsmodell, das eine flexible Behandlung über alle Therapie- und Leistungsbereiche hinweg in vollem Umfang zuhause wie in der Klinik zulässt. Neu hinzugekommen sind unter anderem digitale Angebote sowie das individuelle Coaching in spezifischen Lebenslagen. Von Beginn an unterstützt durch Techniker Krankenkasse (TK) und die BARMER profitieren seit 2023 hiervon Patient:innen aller Krankenkassen in Westfalen-Lippe.

Ob zuhause oder auf dem Klinikgelände – die Behandlung erfolgt genauso intensiv wie im stationären Rahmen und so lange, wie PINAH-Patientinnen und Patienten sie zur Genesung brauchen. In jedem Fall behalten sie gemeinsam mit ihrem festen klinischen Behandlungsteam unter oberärztlicher Leitung die Möglichkeit, jederzeit in eine stationäre oder teilstationäre Behandlung zu wechseln, etwa bei psychischen Krisen und Verschlechterungen des Befindens. Ziel einer erfolgreichen PINAH-Behandlung ist es, die stabilisierten Patient:innen an niedergelassene Ärzt:innen, Therapeut:innen zu vermitteln und damit einen Übergang zu einer klassischen ambulanten Weiterversorgung zu schaffen.



Gesundheitliche Implikationen von Einsamkeit im Kindes- und Jugendalter



Das subjektive Gefühl von Einsamkeit nimmt Einfluss auf die psychische Gesundheit. Gleichzeitig können bestehende gesundheitliche Probleme nicht selten dazu führen, dass junge Menschen in eine Isolation geraten, die ihrerseits wiederum Einsamkeitsgefühle mit sich bringt. Gesundheit und Einsamkeit sind somit zwei Aspekte die sich gegenseitig beeinflussen und im schlimmsten Fall sogar verstärken. Sie stehen damit in einer direkten Wechselbeziehung, die es auch epidemiologisch zu betrachten gilt.

Doch auch wenn das Thema der Einsamkeit in den letzten beiden Jahren sowohl vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frau und Jugend und der Landesregierung Nordrhein-Westfalen aktiv angegangen und mit vielen Projekten und Initiativen hinterlegt wird, steht die Forschung noch ziemlich am Anfang. Zur Betrachtung der Implikationen von Einsamkeit und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen existiert sogar noch weniger Evidenz, auf der Lösungsansätze und Gegenmaßnahmen aufsetzen können.



Der Kongress GESUND AUFWACHSEN IM REVIER! wagte hier dennoch einen Einstieg. So stellte Anne Neuber (Foto) von der Professur für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie, Universität Witten/Herdecke, in ihrer Keynote fest, dass das Kindes- und Jugendalter epidemiologisch hinsichtlich insbesondere in der Coronazeit eine verstärkte Steigerung der Einsamkeit im Vergleich mit anderen Altersgruppen erfuhr. Diese gingen nach der Pandemiephase auch nur in geringerem

Maße zurück als bei anderen Altersgruppen. Mögliche Ursachen liegen u.a. in einem mangelhaften Erlernen von Beziehungskompetenzen, dessen Auswirkungen sich kontinuierlich in nachfolgenden Lebensphasen fortschreiben. Ursachen für die vergleichsweise hohe Einsamkeitslast liegen aber auch in altersspezifischen Risikofaktoren begründet. So identifiziert die Entwicklungspsychologie insbesondere im Kindes- und Jugendalter sogenannte Vulnerabilitätsfenster.

Für das Ruhrgebiet braucht es eine gemeinsame Aktion

Die Initiative GESUND AUFWACHSEN IM REVIER! hat mit seinem gleichnamigen Kongress und seiner großen Community in den letzten 10 Jahren an verschiedenen Stellen Handlungsbedarfe in der Kinder- und Jugendgesundheit beschrieben. Daraus sind an der Ruhr bereits einige Ansätze entwickelt und Projekte konzipiert worden, die auf dem Kongress ihren Anstoß fanden, wie Dr. Uwe Kremer von MedEcon Ruhr in seinem Rückblick auf 10 Jahre

GESA betonte. Hinsichtlich der Fragestellungen zur Einsamkeit ist der Bedarf in jedem Fall groß, so dass sich die Plenumsmitglieder einig darüber waren, dass auch hier ein Anlauf zu einer gemeinsamen Aktion gestartet werden müsse.

Dass eine solche Aktion nicht aus dem Gesundheitswesen allein heraus gestaltbar ist, wurde nicht zuletzt in den drei Fachforen im Nachmittagsbereich deutlich. Unter den Titeln • *Entwicklungspsychologische Auswirkungen von Einsamkeit (Forum I)*, • *Einsamkeit und Mediennutzung (Forum II)* und • *Vulnerabilität, Einsamkeit und Gesundheit (Forum III)* diskutierten Vertreter:innen aller relevanter Sektoren über das Ineinandergreifen von Ursachen sowie von Lösungsansätzen.



Die abschließende Podiumsdiskussion am Vormittag. v.l.: Frederike Römer, Dr. Sabine Schipper, Anne Neuber, Sabine Deutscher, Prof. Dr. Thomas Lücke und Nicole Neises-Weiler

Denn klar ist, dass das Gesundheitswesen zwar zur Detektion von Einsamkeitssymptomen beitragen kann; insbesondere bei psychischen Erkrankungen wird der Zusammenhang augenscheinlich. Gesundheitliche Faktoren stellen gleichzeitig auch Risikofaktoren für Einsamkeit dar, wie es z.B. bei chronischen Erkrankungen der Fall ist. Viele der Ursachen von Einsamkeit sind allerdings nicht in gesundheitlichen Kontexten zu suchen, so dass es für Gegenmaßnahmen immer des Schulterschlusses der Akteure aus Gesundheitsversorgung, Bildungseinrichtungen und der Jugendhilfe bedarf.

Es braucht auch ein Gesundheitsziel zur Einsamkeit

Die gesundheitlichen Auswirkungen von Einsamkeit haben trotz der Aktivitäten wie der Einsamkeitsstrategie des Bundesfamilienministeriums und des Aktionsplans der NRW-Landesregierung haben noch nicht ausreichend Aufmerksamkeit gefunden. Gleichzeitig besteht eine Diskrepanz darin, dass der Schwerpunkt der Maßnahmen auf ältere Menschen gelegt wird, die größte Gruppe der von Einsamkeit betroffenen aber die der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist. Daher sollte sich ein etwaiges „Gesundheitsziel Einsamkeit“ in einem Schwerpunkt auch mit der Gruppe der Heranwachsenden befassen. Erste Sondierungen dazu laufen bereits.